

KFK / SFB 485, Teilprojekt A9

Frühkindliche Sozialisation in Deutschland im 20. Jahrhundert

Fachgebiet und Arbeitsrichtung: Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Neuere und neueste Geschichte

Leiter: Prof. Dr. Clemens Wischermann

Bearbeiterin (2003-2009): PD Dr. Miriam Gebhardt

Laufzeit: 01/2003-12/2009

Bericht über die Entwicklung des Teilprojekts (2006-2009)

1 Bericht

Ausgangspunkt waren die Untersuchungsergebnisse der vorherigen Projektphase zum Diskurs der frühkindlichen Sozialisation in Deutschland nach 1945. Dabei hatte sich die ursprüngliche Vermutung bestätigt, dass sich ein differenzierteres Bild der Geschichte der familialen Sozialisation ergeben würde als jenes, das in der historischen Sozialisationsforschung in Bezug auf Erziehungs- und Beziehungsstile zwischen Eltern und Kind bis dato favorisiert worden war. Die angenommene kontinuierliche Befreiung des Kindes und Demokratisierung der familialen Beziehungen nach Kriegsende mit einem Höhepunkt um 1968, als die gesamte Entwicklung dann schließlich umschlug in Richtung Pädagogisierung, Psychologisierung oder Überemotionalisierung des Kindes bzw. mangelnde Grenzziehung bei der Erziehung, diese in der Forschung dominante Deutung ist ganz offensichtlich zu holzschnittartig (vgl. Gestrich, Krause, Mitterauer 2003, Reuband 1995, Ecarius 2002, Tenorth 2000, Büchner u. a. 1997, Hengst 1981). Dem haben wir den Befund einer hohen Stabilität eines stark normativen, an Ordnung und Dressur ausgerichteten Frühsozialisationsdiskurses in der Bundesrepublik bis in die siebziger Jahre entgegen gestellt, eine These, die in erster Linie auf der Analyse symbolischer Verarbeitungen von Ethno- und Kontrolltheorien im Erziehungsratgeberdiskurs beruhte. Dieser arbeitete demnach lange mit – vorwiegend aus der Medizin kommenden – anthropologischen Bildern, die den Säuglings- und Kleinkindzustand als asozial und emotionslos deuteten. Vorherrschend war eine Vorstellung der Frühsozialisation als Hilfe zur „Lebensbemeisterung“, das heißt Kinder sollten frühzeitig an eine antagonistisch und als widrig gedeutete Umwelt gewöhnt werden. Daran ausgerichtete sozialisatorische Normen, die vorwiegend auf den Körper und dessen Abhärtung zielten, legten formalisierte, rhythmisierte und distanzierte Umgangspraktiken nahe. In hochsymbolischer Sprache wurde vor den negativen Auswirkungen einer emotionsgeleiteten Frühsozialisation gewarnt. Diese Warnungen nahmen gegen Ende der „autoritären Hochmoderne“ in den fünfziger und sechziger Jahren immer schärfere Formen an, weshalb wir meinten, dass die Normativität in den Beziehungen Eltern/Kind und Eltern/Experten nach 1945 im Frühsozialisationsdiskurs sogar noch weiter zunahm (van Laak 2008). Ein neues Sozialisationsmuster zeichnete sich erst für die frühen siebziger Jahre ab.

Das Projekt profitierte dabei sowohl in der ersten als auch in der zweiten Bear-

beitungsphase methodisch und theoretisch von der kulturwissenschaftlichen Fragestellung des SFB vor allem durch die Betonung der medialen Verfasstheit des Frühsozialisationsdiskurses: Dabei hat sich die Analyse der medialen Bedingungen besonders bei der wechselseitigen Beeinflussung von Elterntagebüchern und Ratgeberliteratur als ergiebig herausgestellt. Auf diese Weise gelang eine Verklammerung der Ebene des Diskurses bzw. der medial vermittelten Normen mit der Ebene der subjektiven Verarbeitung in Form von Selbstzeugnissen im Kontext gesellschaftlicher Dynamik, wo sonst in der Forschung meist eine Vorentscheidung für eine Untersuchungsebene gefällt wird. Erst dadurch war es möglich, die häufig unbeantwortete Frage nach der Wirksamkeit bzw. wechselseitigen Bedingtheit gesellschaftlichen Wandels auf der lebensweltlichen Ebene befriedigend zu beantworten.

Die nächste Aufgabe, die sich das Projekt stellte, war daher nicht nur eine zeitliche Ausdehnung auf das ganze 20. Jahrhundert mit der Einbeziehung der familialen DDR-Frühsozialisation, sondern auch eine Erweiterung um die lebensweltliche Perspektive, also um die Verarbeitung des Wissens- und Ratgeberdiskurses in den Familien. Das Erkenntnisinteresse richtete sich auf die Frage der subjektiven Wissensverarbeitung – dem Vermögen, das kursierende Wissen in der lebensweltlichen Ausdeutung zu verändern und zu integrieren – sowie auf das Problem der Stabilität und Instabilität dieses Wissens im historischen Prozess und speziell – auf der Mikroebene – auf den Moment der intergenerationalen Weitergabe. In unserem Untersuchungsraum, Deutschland im 20. Jahrhundert, standen beinahe bei jedem Generationenwechsel potentiell Transformationen, Abbrüche und Neuanfänge an. In dem Bewusstsein, dass über die Generationenweitergabe Probleme der Identität, Kontinuität und Abgrenzung symbolisch verhandelt werden, plante das Projekt, die zeithistorischen Brüche in die Geschichte der familialen Frühsozialisation zu integrieren.

Für die Beantwortung dieser Fragen sollten erstmals in der Sozialisationsforschung des 20. Jahrhunderts Elterntagebücher als Quellengattung erschlossen werden. Dies gelang mit Hilfe von Anzeigenaufrufen in regionalen und überregionalen Zeitungen. Der Zuspruch war groß genug, dass mehr als 70 Tagebücher aus über 50 Familien zusammen kamen. Ein unerwartet ergiebiger Fund, zumal einige der Elterntagebücher sogar eine Mehrgenerationenperspektive eröffneten, da sie von zwei bzw. drei Eltern-Generationen weitergeführt worden sind.

Ergebnisse

Auf Grundlage des beschriebenen Konzeptes, einer Verbindung normativer Quellen und Selbstzeugnisse und mit dem Blick auf rund hundert Jahre (1880-1990) ergab sich folgendes Gesamtergebnis, das in einer Monographie zusammengefasst wurde (Gebhardt 2009b): Die Vorstellungen von Frühsozialisation beruhen auf Menschenbildern und Kontrolltheorien, die man auch als latente Wertedimensionen bezeichnen kann und die sehr viel langlebiger sein können als manifeste Wertedimensionen, die sich in konkreten Vorstellungen der Versorgung und Erziehung äußern, etwa der Einstellung zur Körperstrafe. Daher ist die Geschichte der Erziehung und Sozialisation mit Hilfe von (Erinnerungs-)Interviews so schwer zu fassen. Der hier eingeschlagene Weg eines Vergleichs der normativen Bezüge und der lebensweltlichen Verarbeitung in Selbstzeugnissen ermöglichte dagegen ein differenzierteres Bild auf die Sozialisationsgeschichte des 20. Jahrhunderts, die häufig als Abfolge mit klarem Vorzeichen von

gesellschaftlichen Normen und daraus resultierenden pädagogischen Konzepten erzählt wird (z. B. „vom Befehlen zum Aushandeln“). So fanden sich in unserem Projekt beispielsweise Familien, in denen über mehrere Generationen die Idee überlebte, Kinder seien potentielle Tyrannen und müssten in Machtproben durch Schmerzabhärtung und Bedürfniskontrolle an die Fakten des Lebens gewöhnt werden, und in denen man gleichwohl zur selben Zeit neueste wissenschaftliche Erkenntnisse zur kognitiven Leistungssteigerung in der frühen Kindheit rezipierte. Von einzelnen Maßnahmen der Versorgung und Erziehung kann man, das lässt sich damit klar zeigen, nicht rück-schließen auf das Sozialisationsziel.

Außerdem muss bei einer historischen Untersuchung von Sozialisationsvorstellungen berücksichtigt werden, dass dieselben Erziehungs- und Versorgungsregeln kulturell und historisch unterschiedliche Bedeutungen transportieren. Mütter in Los Angeles haben, wenn sie stillen, vor allem den gesundheitlichen und pragmatischen Nutzen vor Augen. Mütter in Berlin betonen dagegen eher die psychosozialen Vorteile für das Kind wie Körperkontakt und Interaktion (Keller, Demuth 2006). Wenn also im Folgenden ein Narrativ formuliert wird, nach dem es im 20. Jahrhundert zu einer Abfolge der Sozialisationsmuster der „Lebensmeisterung“ und der „Lebensgestaltung“ kam, dann muss dabei berücksichtigt werden, dass Aspekte der beiden Modelle vor-gängig waren bzw. überlebt haben und sich vermischten.

Zunächst zu den inhaltlichen Hauptergebnissen: Die Rekonstruktion der Geschichte des Mediums Elterntagebuch erwies sich im ersten Analyseschritt als ergiebig genug, um drei Grundthemen in der Frage der Haltung zum Kleinkind und zur frühkindlichen Sozialisation voneinander unterscheiden zu können. Sie lassen sich unter die Überschriften „das beobachtete Kind“, „das kontrollierte Kind“ und das „eigene Kind“ bringen. Darin sind die jeweiligen Verhältnisse von zirkulierendem Sozialisationswissen und lebensweltlicher Verarbeitung, sowie die entsprechenden Frühsozialisationsvorstellungen aufgeschlossen: Wenn wir die Vorgeschichte heutiger Internettagebücher Eltern rekapitulieren, begann sie im frühen 19. Jahrhundert mit dem intellektuellen Interesse vor allem bürgerlicher Väter an der geistigen Entfaltung des Menschen (Gebhardt 2007, Schmid 2000). Damals ging es um die Beobachtung von Gesetzmäßigkeiten. Nicht das individuelle und „eigene“ Kind stand im Vordergrund des Interesses, sondern das allgemeingültige, die menschliche Natur. Im Zuge der Verwissenschaftlichung von Kindheit im späteren 19. Jahrhundert wurde diese beobachtende Haltung professionalisiert. Fasziniert vom Gedanken der Evolutionsbiologie Darwins glaubte man, beim Kleinkind ein frühes Evolutionsstadium erforschen zu können (Wong 2004, Schulz 2003). Nicht nur in Deutschland und England, auch in den USA sammelten Eltern in angeleiteten Tagebuchprojekten so viele Informationen wie möglich über die Entwicklung des Menschen (Schulz 2003, Wong 2004, Cunningham 2006).

Von da zweigte ein Weg ab in die sozialtechnische Nutzung der Elterntagebücher. Bei der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, bei befürchteter kindlicher Verwahrlosung und in der Absicht, Mütter aufzuklären und zu schulen, erkannten Ärzte in einem regelmäßig geführten Elterntagebuch ein wertvolles Kontrollinstrument. Eltern und Experten begaben sich in einen Informationskreislauf. Alltagsbeobachtungen über das „Wesen“ und die Entwicklung des Kindes gingen in die Wissenschaften ein und flossen als anzupeilende Entwicklungsnormen und Verhaltensregeln in die Familien

zurück. Diese Ursprünge spiegelt das Genre Elterntagebuch bis heute: Einerseits Beobachtungs- und Kontrollwerkzeug des kindlichen Aufwachsens, andererseits Instrument zur Kontrolle der Eltern. Die Fragen, die in einem standardisierten Elterntagebuch aus dem späten 19. Jahrhundert beantworten werden sollen, sind bis heute Standardfragen elterlicher Sorge: Wie viel wiegt es, wie viel ist es gewachsen, wann geht es die ersten Schritte?

Seit der späten Kaiserzeit wurde das Motiv der Kontrolle stärker. Auf Grundlage des gesammelten kindeswissenschaftlichen Wissens schien eine „neuzeitliche“ Versorgung und Erziehung möglich und nötig. Pflegenormen wurden verbindlicher. Damals etablierte sich auch der über Jahrzehnte gültige Zeitplan für Ernährung und Schlaf: 6 Uhr, 10 Uhr, 14 Uhr, 18 Uhr, 22 Uhr, acht Stunden Nachtruhe (Heßling 1980). Dabei wurde nicht nur an die optimale körperliche Entwicklung der Kinder im Interesse der „Volksgesundheit“ und nicht zuletzt der militärischen Stärke der Nation gedacht. Die neuen Normen der Kleinkindversorgung wurden Erziehungsmittel. Experten, maßgeblich waren die Kinderärzte, stimmten darin überein, dass durch die Anpassung der kindlichen Körper an feste Zeiten der erste wichtige Schritt der Sozialisation getan wäre. Dieser Glaube hing zusammen mit dem Menschenbild. Das evolutionsbiologische Denken hatte – angereichert mit älteren christlichen Auffassungen von der Ursünde – eine Vorstellung begünstigt, wonach ein Kind anfangs passiv, asozial und gefühllos der Umwelt und dem Leben ausgeliefert sei (Kössler 2008). In wohldosierten Mengen sollte die Welt an das Kind heran getragen werden. Nicht zu viel, damit es nicht überfordert, nicht zu wenig, damit es nicht unterfordert und verwöhnt würde. Nur so ließe sich das ordnungsgemäße Erreichen und Überwinden jeder einzelnen Stufe auf der Entwicklungsleiter gewährleisten.

Der Normierungsschub um die Jahrhundertwende kam in der informierten bürgerlichen Schicht mit einem *time lag* von rund zwei Jahrzehnten an und breitete sich langfristig bis in die späten sechziger Jahre aus. Die Bereitschaft vieler Eltern im bürgerlichen Milieu war offenbar groß, während der Rationalisierungsepoche, in der bürokratische, sozialtechnische und wissenschaftliche Lösungen in vielen Fragen möglich schienen, den streng rationalisierten Umgang mit dem Säugling und Kleinkind auf sich zu nehmen. Man könnte von einer Taylorisierung der frühkindlichen Versorgung sprechen. Schließlich war die intensive Beschäftigung mit dem Kleinkind überhaupt neu und galt als modern. Die Zahl der Kinder ging zurück und sozialstrukturelle Probleme belasteten das Bürgertum, da lag es nahe, sich intensiver und systematischer um die Zukunft des Nachwuchses zu kümmern (Hettling, Hoffmann 1997).

Ab den dreißiger Jahren geben die Tagebücher immer häufiger ein geradezu verbissenes Ringen der Eltern um Konsequenz bei der Durchsetzung der Standards wider. Um die gesteckten Ziele zu erreichen, mussten sie im Zweifelsfall in Machtproben durchgesetzt werden. Wo das nicht gelang, drohte die kindliche Tyrannei.

Das Bild des kindlichen Tyrannen symbolisierte eine strukturelle Schwäche im Eltern-Kind-Verhältnis. Eltern fürchteten sich vor dem Zerrbild eines unersättlichen, in seinen Bedürfnissen unkontrollierbaren Säuglings und Kleinkinds. Das war nicht zuletzt ein Erfolg der Ratgeberliteratur. Der Ton, den die Experten anschlügen bei der Beratung, man sollte wohl eher sagen, Unterweisung von Eltern, war genauso autoritär wie der geforderte Umgang zwischen Eltern und Kind. Nicht nur das bekannteste Beispiel, die in der NS-Zeit so erfolgreiche Johanna Haarer mit ihrer Ratgeberbibel *Die*

deutsche Mutter und ihr erstes Kind, auch andere Mainstream-Elternbücher zeichneten Bedrohungsszenarien davon, was passieren würde, wenn Eltern „versagten“. Zusätzlich schwebte das Damoklesschwert des nicht „erbgesunden“ Nachwuchses über den Familien. Da ist es nicht verwunderlich, dass Säuglinge als tyrannisch empfunden werden konnten, so wie das die Tagebücher nahe legen. Die Kinder hatten gewissermaßen die Trumpfkarten in der Hand, denn sie entschieden durch ihre Gesundheit und ihre Bereitschaft, bei der normierten Frühsozialisation mitzuspielen, über die Qualität der Eltern und letztlich über den Platz der Familie in der so genannten Volksgemeinschaft.

In diesem Kontext gewann die bereits im Ratgeberdiskurs analysierte Metapher der „Lebensbemeisterung“ als Sozialisationsziel auch in den Tagebüchern an Überzeugungskraft. Das darwinistische Menschenbild legte nahe, dass die Umwelt antagonistisch, potentiell übermächtig und feindlich war. Übertragen auf das der Frühsozialisation zugrunde liegende Mensch-Umwelt-Verhältnis hieß das: Nur diejenigen können bestehen, die frühzeitig auf die Härten des Lebens vorbereitet würden. Deshalb war es Eltern so wichtig, zumindest im Tagebuch darzulegen, wie sie ihren Kindern beibringen, die Zähne zusammenzubeißen und Schmerzen zu ertragen, oder schwache oder kranke Kinder nicht zu sehr bedauern. Unter dem Vorzeichen der „Lebensbemeisterung“ stand auch die Eingewöhnung in den zeitlich geordneten täglichen Ablauf: So rang der Mensch von Klein auf der überwältigenden Welt eine überschaubare und zuverlässige Struktur ab. Schlussendlich zielte die Früherziehung auf die Eingliederung in die Gemeinschaft. Als Erziehungsfehler galten schüchterne, eigenbrötlerische, „großsprecherische“ und natürlich „tyrannische“ (Einzel-)Kinder, denn all diese Eigenschaften konnten einen unauffälligen und möglichst sicheren Platz inmitten der „Volksgemeinschaft“ gefährden (Gebhardt 2008, 2009b).

Es ist ein Hauptergebnis der Untersuchung, dass die oftmals allzu schematisch anmutenden Pflege- und Erziehungsregeln in der frühesten Kindheit eine paradoxe Wirkung entfaltet haben. Das ständige Beobachten und Kontrollieren stieß, so legen die ausgewerteten Tagebücher nahe, die Eltern geradezu auf ihr Kind, sie wurden buchstäblich aufmerksamer für dessen Bedürfnisse. Dieser Zusammenhang wird im Vergleich mit der US-amerikanischen Entwicklung, die genauso wie in Deutschland mit einem rationalisierten und formalisierten Zugang zum Kleinkind begann, noch viel deutlicher. Schon Mitte bis Ende der dreißiger bis Mitte der vierziger Jahre kippte die technisch-rationale Frühsozialisation in Amerika. Ein Meinungsumschwung, für den der Name Dr. Benjamin Spock weltbekannt geworden ist, setzte ein (Gebhardt 2007a). Nicht zuletzt die straffe, kontrollierte Herangehensweise schob dort offenbar frühzeitig eine Entwicklung zur Kindzentrierung an. Eltern, hieß es, sollten nicht mehr nur nach Plan vorgehen und alle Regeln buchstabengetreu umsetzen, sondern sich selbst vertrauen. *Babies are human beings!*, war die neue Devise (Hardyment 1995). Verstärkt wurde diese neue Sichtweise in der anglo-amerikanischen Welt durch eine Neujustierung des Menschenbildes nach den Grausamkeiten des Zweiten Weltkriegs. Liebe und Bindung sollten die Antwort geben auf die Erfahrung von Auflösung und Zerstörung. Entsprechende entwicklungspsychologische Theorien steuerten den wissenschaftlichen Hintergrund dazu (Bowlby 1951, Spitz 1945). Auch hat vermutlich die Umstellung der Industrieökonomie auf eine Dienstleistungs- und Konsumökonomie zur stärkeren Betonung der selbstwirksamen und bedürftigen Aspekte des Menschseins beigetragen

(Stearns 1997, Kilian 1995, 1999).

Diesen Weg ging man auch in Deutschland, wenn auch zwei Jahrzehnte später. Der Nationalsozialismus hatte nicht nur die Wirkung der psychologisch-medizinischen Revolution im Umgang mit Säuglingen und Kleinkindern verstärkt. Es kam zu einer Verbindung des rationalen, modernen Zugriffs auf den kindlichen Körper mit einer antirationalen, vor allem an die emphatische Mutterschaft appellierenden Ideologie. Diese Vermischung sicherte letztlich auch der Longseller-Autorin Johanna Haarer ihren Erfolg: Mit ihrer beschwörenden und zugleich einschüchternden Rhetorik ging sie, wie an einzelnen Tagebüchern gezeigt werden kann, wörtlich in die subjektiven Texte ein. Nach dem Krieg bewegte man sich erst einmal auf den alten Pfaden weiter. Wiederaufbau und Wirtschaftswunder in den fünfziger und sechziger Jahren befeuerten sogar noch die Planungseuphorie, so lag auch ein möglichst planvolles Steuern des kindlichen Wachstums und Gedeihens nahe. In dieser Zeit beschäftigten sich die Elterntagebücher besonders stark mit der körperlichen Seite der Sozialisation. Manche lesen sich wie medizinische Bulletins, so dass der Eindruck entsteht, das ständige Salben, Messen und Kurieren sei eine von Experten legitimierte Ersatzhandlung zur Kompensation neu entwickelter Nähebedürfnisse gewesen.

Denn die wurden zunehmend artikuliert, ohne dass die Normen der Experten und die in den Familien tradierten Konzepte schon einen gefühlsbetonen Umgang mit dem Kind erlaubt hätten. Dass Eltern, die in den vierziger Jahren selbst noch nach den Haarer'schen Maximen groß gezogen worden waren, ab Mitte oder Ende der sechziger Jahre zunehmend unwohl wurde bei der Umsetzung der überlieferten Regeln, ist deshalb wohl nicht nur der eigenen Nachsozialisation in demokratischen und wirtschaftlich prosperierenden Verhältnissen geschuldet. Es handelt sich auch um Dissonanzgefühle, eine Langzeitwirkung des Sozialisationsmusters der Kontrolle. Irgendwann ließ sich im engen Kontakt mit den Kindern die Wahrnehmung deren Bedürfnisse nicht mehr vermeiden. Ein paradigmatischer Satz in einem Tagebuch aus den sechziger Jahren ist zweifellos: „Es sieht fast so aus, als wollte es auf den Arm genommen werden“ (Tagebuch von Cordula 1955-1973).

In den späten fünfziger und in den sechziger Jahren eröffneten die größere Nähe zum Kind und die Betonung der Bedeutung von Mütterlichkeit vor allem Frauen allmählich andere Wahrnehmungsoptionen. Sie nahmen immer häufiger die Perspektive des Kindes ein, ohne jedoch schon im Tagebuch von Verhaltensmodifikationen zu berichten. Die „68er“-Reformideologie gab dieser Entwicklung Impulse, vor allem weil sie eine selbstkritische Nachsozialisation der Erwachsenen forderte. Eltern sollten sich ihrer „autoritären Persönlichkeitsstruktur“ bewusst werden, die ihnen in der eigenen Kindheit nicht zuletzt durch rigides Toilettentraining verpasst worden sei. Diese Selbstbezüglichkeit oder Reflexivität im Sozialisationsdenken war es schließlich, die einen Wandel einleitete. Zunächst basierten die Prämissen der Reformen jedoch noch auf dem klassisch-psychoanalytischen Menschenbild, wonach die Kultur durch Kompromissbildung der triebhaften Natur des Menschen abgerungen werden müsse – im Grunde ein verwandtes Bild der „Lebensbemeisterung“, nur jetzt mit anderem Vorzeichen. Erziehungsexperimente sollten der kindlichen Triebnatur gerecht werden. Noch halfen die programmatischen Ansätze der 68er-Erziehungsideologen eher die Bedürfnisse der Erwachsenen zu befriedigen als die der Kinder (Gebhardt 2012).

Der entscheidende Wandel setzte in den siebziger Jahren ein. Das Sozialisations-

muster der „Lebensbemeisterung“ bekam Konkurrenz vom Sozialisationsmuster der „Lebensgestaltung“.

Voraussetzung dafür war ein anderes Menschenbild, das beinhaltete, der Mensch sei bereits im Säuglingsalter grundsätzlich kommunikativ, kompetent und selbstwirksam. Dazu kam auf gesellschaftlicher Ebene, dass im reflexiven Klima nach 1968 Zweifel an den Planungsutopien der Moderne entstanden waren (vgl. Metzler 2002). Der Preis einer planmäßigen Frühsozialisation wurde beklagt, und so knüpften viele ihre Hoffnungen an ein neues Menschenbild und einen neuen, „natürlichen“ Umgang nicht nur mit dem eigenen Körper – etwa im Kontext der medizinisch-technischen Expertise, die als bevormundend und männlich dominiert wahrgenommen wurde –, sondern nicht zuletzt mit dem als unschuldig wahrgenommenen Kind (Gebhardt 2009b).

Das Ergebnis war: Das Kind sollte nicht mehr durch Reizabschottung und Reizexposition an die Härten des Lebens herangeführt werden. Es schien von selbst Kompetenzen und Ressourcen zu entwickeln und seine Sozialisation ein Stück weit selbst steuern zu können (Dornes 2001). Das Gleiche traf im Übrigen für Eltern zu. Auch ihnen wurde jetzt die Fähigkeit und Notwendigkeit zugesprochen, „intuitiv“ das Richtige zu machen. Verlangt wurde dabei ein gerütteltes Maß von Einsicht und Fehlertoleranz. Besonders im psycho-sozialen Milieu, der neuen Erziehungsavantgarde der Gesellschaft, galt als schlimmstes Versagen, die eigenen Kindheitserfahrungen am Nachwuchs zu wiederholen.

In den frühen Siebzigern ist die Versorgung und Erziehung des Nachwuchses also selbstbezüglich geworden. Nicht nur verlagerten sich die Sozialisationsnormen zunehmend ins Innere der Eltern, auch wurden Kinder zum verlängerten Selbst der Eltern, mit allen ambivalenten Folgen. Die Untersuchung hat gezeigt: Wenn heute nicht selten die „Erziehungskatastrophe“ den „Achtundsechzigern“ und/ oder der anwachsenden Ratgeberflut angelastet wird, ist dies ein Irrtum. Die Orientierung an der Expertise ist ein historisch gewachsenes Phänomen seit dem 19. Jahrhundert, als die aufblühenden angewandten Wissenschaften zur Hoffnung des Bürgertums wurden. Seither verbanden die informierten Schichten mit der expertengeleiteten Lebensführung den Anspruch, „richtig“ zu handeln, setzten sich von anderen Gesellschaftsschichten ab und bevormundeten sie auf der Grundlage ihres aktuellen Wissens.

Die Achtundsechziger-Reformen führten zunächst zu einem ebenfalls stark normierten, von einem pessimistischen Menschenbild ausgehenden Frühsozialisationsmodell, das nicht repressionsfrei war. Es war auch nicht das steigende Angebot auf dem Ratgebermarkt, das Eltern unmündiger und hilfloser machte, sondern viel eher der Anspruch nach einem reflexiven und selbstkritischen Umgang mit den strengen Normen. In der kurzen Ära der Emanzipationen kam es auch zu einer Emanzipation der Eltern von dem hergebrachten unflexiblen und rigiden Sozialisationsmuster der Lebensbemeisterung.

Ebenso wenig berechtigt ist die pauschale Kritik im Westen an der DDR-Früherziehung. Grundsätzlich kann für die Bereiche Erziehung und Bildung in der SBZ/DDR nach dem Kriegsende ein größerer Reformwille unterstellt werden. Außerdem richteten sich große Hoffnungen auf Wissenschaft und Planung. Man misstraute der Familien-erziehung im Unterschied zur jungen Bundesrepublik und setzte aufgrund der Gleichberechtigungsbemühungen für Mann und Frau, aber auch aus kindbezogenen Gründen, auf öffentliche Erziehung, wobei dies der alltäglichen Wertschätzung des Familienle-

bens in der Gesellschaft keinen Abbruch tat. Im Gegenteil, die Intimität der eigenen vier Wände bot sich als Nische und Rückzugsort an (Tenorth 2000, S. 330-332). Es ist also zu erwarten, dass sich zumindest die größere Wissenschaftsorientierung sowie die Ausrichtung auf Arbeitsprozesse und Zeitnormen in der DDR-Frühsozialisation auswirkten.

Das Bild des Kindes in der DDR war grundsätzlich etwas anders gelagert als das in der BRD: Es wurde als werdender Erwachsener und als durch Erziehung grenzenlos formbar gesehen. Die Sozialisationsaufgabe bestand darin, rational-bewusste, gesellschaftsverpflichtete und sozial angepasste Charaktere zu fördern (Schmidt 1996). Hilfestellung bot der Elternratgeber *Unser Kind*, erschienen im Verlag VEB Volk und Gesundheit in Berlin, vermutlich eine der wichtigsten Informationsquellen für Eltern in der DDR der 60er Jahre (Klimova-Fügnerova 1967). *Unser Kind* steht ganz eindeutig in der Tradition der wissenschaftlich-rationalen Frühsozialisation, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu beobachten ist. Ebenso wie im Westen Deutschlands hatte der Regelungsoptimismus und Normierungsdruck nach 1945 weiter zugenommen. Was die Inhalte und vor allen Dingen die Deutungen der vorgeschlagenen Ideen und Maßnahmen für die Versorgung und Erziehung in der frühesten Kindheit anbelangt, gibt es jedoch signifikante Unterschiede.

Zunächst bei der Zuständigkeit: Erinnert die Ratgeberschrift in mancher Hinsicht an die Vorgängermodelle aus der NS-Zeit einer Johanna Haarer (1934 ff.) oder Hildegard Hetzer (1941 bzw. 1946) im Westen, so ist die Deutung der Zuständigkeit bei der Kleinkindbetreuung entsprechend dem emanzipatorischen Anliegen in der DDR weit weniger festgelegt. Das Frauenbild ist, bis auf eine Passage zum äußeren Erscheinungsbild der Schwangeren, weit weniger essentialistisch als im Westen, wo zur gleichen Zeit in Ratgebern die Mutterrolle als Opfergang stilisiert wurde. Die DDR-Frau sollte zwar die ihr obliegende Aufgabe mit Ernst und Gewissenhaftigkeit erfüllen, aber sie war ihr nicht als beglückende Zumutung zugeordnet. Das wird besonders deutlich beim Thema Geburtsschmerzen. Bei dem westlichen Pendant, Haarer, hatte der Schmerz etwas Sinnhaftes an sich. Das DDR-Verständnis forderte ganz im Gegenteil, den Geburtsschmerz qua Erziehung ganz abzuschaffen. „Wir wollen eine Generation erziehen, der der Begriff ‚Geburtsschmerzen‘ überhaupt nicht mehr in den Sinn kommt“ (Klimova-Fügnerova 1967, S. 103). Die Vorannahme ist, Schmerzen seien eine Folge der Angst vor Schmerzen, die wiederum Ergebnis von falscher Information und Aberglauben sei. Es genüge daher, die Frauen von der Überflüssigkeit der Schmerzen zu überzeugen. Der Glaube an einen günstigen Verlauf der Entbindung führe automatisch zu einer schmerzlosen Entbindung (ebd., S. 100-101). Hier geht es also nicht um die Idealisierung der Geburt an sich, sondern um deren wissenschaftliche Kontrolle.

Das abweichende Geschlechterrollenbild des Ratgebers schlägt sich auch darin nieder, dass der Vater in die Versorgung des Kindes verhältnismäßig stärker eingebunden werden sollte. Ihm sollte nicht nur die schriftliche Dokumentation der Entwicklungskontrolle obliegen. In Abgrenzung zum bürgerlichen Modell heißt es: „Sie genießen sich nicht mehr, wie dies noch in den Zeiten der spießbürgerlichen Aufgeblasenheit der ‚Haushaltsvorstände‘ üblich war, das Kind trocken zu legen, es im Wagen auszufahren und zahlreiche andere Handreichungen bei der Kinderpflege auszuführen. Dadurch erleichtern sie der Mutter die Arbeit in bedeutendem Maße, und sie bereiten

sich selbst und auch dem Kinde viele frohe Stunden. [...] Deshalb übernehmen sie freiwillig bestimmte Tätigkeiten.“ (ebd., S. 217) Als Beispiel werden „Nachtdienste“ beim Kind genannt, die Männer übernehmen können, deren Frauen tagsüber arbeiten (ebd., S. 217).

Zum Vergleich: Selbst in dem 1969 neu erschienenen Erfolgsratgeber von Sybil Gräfin Schönfeldt *Knaurs Babybuch*, um eine nicht ursprünglich aus den 30er Jahren datierende Schrift zu zitieren, wird die Position der Mutter noch immer als die der Vermittlerin zwischen den Bedürfnissen des Kindes und denen des Mannes beschrieben. Da heißt es zwar, der Mann sei „gegenwärtiger als früher. Er ist nicht mehr der Hausvater mit Würde, Vollbart und Prinzipien. Er soll in der Familie mit Kindern die gleiche Partnerrolle der Mutter spielen, die er in der Ehe bereits akzeptiert hat.“ Aber es ist nach wie vor die Aufgabe der Frau, ihre Arbeiten im Haushalt so einzuteilen, „dass der frischgebackene Vater nicht abends zwischen nassen Windeln sitzen muss“. Mit Hilfe einer ausgeklügelten Arbeits- und Zeitplanung müsse dies möglich sein. „Vater wird es danken und sein Kind unbeschwerter und bereitwilliger lieben können.“ (Schönfeldt 1969, S. 7)

Der zweite wichtige Unterschied zwischen dem DDR-Ratgeber und der westlichen Früherziehungsliteratur dieser Zeit ist die theoretische Fundierung des Wissens und die Absicht, Eltern nicht nur praktisch zu unterweisen, sondern auch theoretisch in die wissenschaftlichen Grundlagen einzuführen. Dieser Ehrgeiz lässt sich auf den erzieherischen und aufklärerischen Anspruch des sozialistischen Systems zurückführen.

Theoretischer Hintergrund des DDR-Buchs ist die Lerntheorie Ivan Pawlows, des russischen, im Sowjetsystem hoch geschätzten Physiologen und Nobelpreisträgers. Damit steht das zugrunde gelegte Menschenbild fest und in aller Konsequenz auf der Basis der Umwelt- bzw. Lerntheorie, wonach das Kind nicht Produkt seiner Gene, sondern ganz überwiegend der Umwelt sei (Schmidt 1996). Auch im Westen verbreitete sich zu dieser Zeit die Lerntheorie im Ratgeberdiskurs, jedoch längst nicht mit derselben Konsequenz. Lerntheorien eigneten sich nicht nur ideologisch für die frühkindliche Sozialisation in der DDR, da sie die Überwindung von Klassenunterschieden versprachen (für den Westen wurde Burrhus F. Skinner maßgeblich), – die Theorie eines alles leitenden und mit allen unteren Regionen vernetzten Nervensystems gab darüber hinaus eine besonders schöne politische Metapher für den staatlichen Aufbau im sowjetischen System ab: Die Hirnrinde als ‚lenkender Apparat‘.

Der Ratgeber *Unser Kind* hatte zwei Kernbotschaften: Eltern brauchten sich nicht allzu viele Sorgen zu machen, denn „[d]as sozialistische Gesundheitswesen und unsere ganze dem Sozialismus zustrebende Gesellschaft geben ihnen alle Möglichkeit für eine gesunde Entfaltung des Lebens, und sie verdrängen die Überbleibsel des ungesunden Lebens und seine Folgen aus der Zeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung“ (Klimova-Fügnerova 1967, S. 112). Außerdem basiere glücklicherweise der gesamte Erziehungsprozess auf dem Reflex, für den letztlich das Nervensystem verantwortlich war. Alle Vorgänge folgten dem Gesetz der Erregung und Hemmung. Selbst die altertümlichen Charakterstrukturen seien mit Hilfe des Reiz-Reaktions-Schemas reparabel.

Wir haben es also mit der modernen Leitvorstellung des perfekten, störungsfreien Entwicklungsablaufs zu tun, jedoch steht, anders als in den Ratgebern der 30er Jahre, nicht die ideale körperliche oder seelische Entwicklung im Vordergrund; die Voll-

kommenheitsutopie zielt auf den der sozialistischen Arbeitswelt perfekt angepassten, dabei aber human bleibenden Menschen. Der BRD-DDR-Vergleich ergibt demnach: In ihrer Planungseuphorie, ihren Normierungsphantasien und der geforderten emotional distanzierten und konsequenten Umsetzung im Umgang mit Säuglingen und Kleinkindern ähnelten sich die beiden deutschen Staaten bis in die späten sechziger Jahre. Vor 1970 ist das Ideal des individuell sich entfaltenden und selbstwirksamen Kindes weder hüben noch drüben angekommen. In den späten siebziger Jahren und achtziger Jahren wurde dann auch im Osten über die Rezeption westlicher Medien, beispielsweise der Zeitschrift „Eltern“, zumindest in den nach wie vor existierenden bürgerlichen Nischen ein alternatives Frühsozialisationsmodell bevorzugt, das von Selbstwirksamkeit und Reflexivität geprägt war.

Offene Fragen

Um die Ergebnisse einzuordnen, wurden Referenzpunkte im Westen, vor allem im US-amerikanischen und angelsächsischen Frühsozialisationsdiskurs gesucht. Dies ist zumindest bruchstückhaft gelungen. Wünschenswert wäre es natürlich, den Vergleich auf eine breitere Grundlage zu stellen. Offen geblieben ist auch die Frage nach der Auswirkung unterschiedlicher Religionszugehörigkeit der Familien auf die Frühsozialisationsvorstellungen sowie das Problem der sozialen Repräsentativität. Dies zu klären war in unserem Forschungsdesign nicht möglich und auch nicht angestrebt. Es kann davon ausgegangen werden, dass die untersuchte bürgerliche Schicht sich grundsätzlich als Erziehungsavantgarde verstand und ihrem Anspruch nach auch in andere soziale Kreise ausstrahlte.

Neben der Mitwirkung in den Arbeitsgruppen „Wertewandel“ und „Grenzfiguren des Sozialen“ in der vorhergehenden Antragsphase kooperierte das Projekt in der jetzt abgeschlossen Phase vor allem mit dem Generationenprojekt C10 „Grenzen des Verstehens“ sowie im Exzellenzcluster 16 mit dem Teilprojekt „Alternativmilieu in der BRD“, was sich in einer gemeinsamen Publikation niedergeschlagen hat (Gebhardt, Wischermann 2007a). Wir haben darüber hinaus intensiv mit Teilprojekten der Sonderforschungsbereiche „Erinnerungskulturen“ (Gießen) bzw. dem Graduiertenkolleg „Generationen“ (Göttingen) und dem DFG-Projekt „Wertewandel“ (Mainz) zusammengearbeitet, was sich in gegenseitigen Einladungen, Vorträgen und Publikationen manifestierte (Gebhardt, Wischermann 2007b; Seegers, Reulecke 2009). Eine wesentliche Plattform der Zusammenarbeit und wissenschaftlichen Verbreitung des Projekts stellte der Arbeitskreis Historische Familienforschung in der Sektion Historische Bildungsforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft dar. Neben jährlichen Arbeitstreffen bzw. Konferenzen und einem Vortrag auf dem Kongress der DGFE in Dresden im Jahr 2008 kam es durch diese Vernetzung zu zwei Publikationen, davon eine im Jahrbuch für Historische Bildungsforschung Bd. 13 (Gebhardt 2007b). Die wissenschaftliche Zusammenarbeit wird über den Bearbeitungszeitraum hinaus fortgesetzt in Form einer großen Sektion zum Thema ‚Städtische Kindheit nach 1945‘ auf der Konferenz der European Association of Urban History im September 2010 in Ghent.

Die Veröffentlichungen des Projekts sowie Vorträge wurden mehrfach rezensiert, unter anderem in der Kölner Zeitschrift für Soziologie, auf H-net und H-Soz-u-Kult. Es ist aufgrund der Veröffentlichung der Monographie in einem Publikumsverlag auch

eine größere mediale Wirkung des Projektes in der Gesellschaft erwartbar.

2 Ergebnisse des Teilprojektes in Bezug auf das Konzept des Gesamtverbundes

Es bestätigte sich, wie im Gesamtverbund erwartet worden war, vor allem für die Etablierungsphase eines neuen modernen Diskurses, dass die Vorstellung einer top-down-Bewegung von Wissen in die Lebenswelt irreführend wäre. In unserem Projekt ergab sich als Befund, dass Erfahrungswissen aus der Lebenswelt der bürgerlichen Familie gezielt in den wissenschaftlichen Expertendiskurs eingespeist und von dort neu angereichert in die soziale Praxis zurückgegeben wurde. Diese für die medientheoretischen Überlegungen des SFB wichtigen Beobachtungen an einem Wissenskreislauf konnten wir für beide entscheidenden Phasen des historischen Wandels konstatieren – im späten 19. Jahrhundert, als sich das neuzeitliche, naturwissenschaftlich gestützte Sozialisationsmuster etablierte, sowie in den frühen siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, als alternative, subjektive und angeblich „natürliche“ Zugänge deziert gegen die etablierte medizinisch-technische Ausdeutung von Frühsozialisation in Stellung gebracht wurden.

Des Weiteren erwies sich das theoretische Instrumentarium des SFB zur Beschreibung kultureller Integration auf Grundlage von Normen und Symbolen weiterhin als hilfreich, denn es waren vor allem die Bedeutungsverschiebungen scheinbar konstanter symbolischer Verarbeitungen des Frühsozialisationsprozesses, deren Rekonstruktion sich als lohnenswert erwies. Die feststellbaren Zäsuren um 1880 bis 1910 bzw. um 1933 herum sowie in den frühen siebziger Jahren ließen sich am besten auf der Ebene basaler Menschenbilder und Kontrolltheorien beschreiben, die sich den sozialen Strukturen, insbesondere den veränderten ökonomischen Voraussetzungen einer Dienstleistungsgesellschaft und den veränderten gesellschaftspolitischen Bedingungen nach dem II. Weltkrieg anpassten. Das Menschenbild eines in sich abgeschlossenen, durch Umwelt und endogene Faktoren getriebenen Wesens, das durch geeignete Maßnahmen an eine grundsätzlich widrige Welt angepasst werden musste, passte in den sechziger und frühen siebziger Jahren nicht mehr in eine von Informationsoffenheit und Kommunikationsfähigkeit lebende Dienstleistungsgesellschaft, was sich dahin gehend auswirkte, dass anthropologische Vorstellungen revidiert wurden. Für unsere Fragestellung bedeutete das konkret: Sie basierte nach der sogenannten „kompetenztheoretischen Wende“ fürderhin auf Interaktion, Kommunikation und reziproke Sozialisation zwischen Betreuungsperson und Kleinkind.

Am Symbol der kindlichen Tyrannei kann dieser Wertewandel demonstriert werden: Es war deshalb so erfolgreich (und ist es noch heute), weil es sich als äußerst dynamisch erweist. Nicht nur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, auch noch weit nach 1945 wurde im amerikanischen wie auch im bundesdeutschen Frühsozialisationsdiskurs vor der „kindlichen Tyrannei“ gewarnt. Transportiert wurden mit diesem Symbol jedoch ganz unterschiedliche Menschenbilder und Sozialisationsziele: Im amerikanischen Fall ging es um den sozialen Erfolg des Individuums, der durch ein unangepasstes Verhalten bedroht wäre, im zweiten Fall ging es um die Bereinigung negativer Triebe mit dem Sozialisationsziel der Unterordnung in der Gemeinschaft.

Damit ist die These des Forschungsprogramms des SFB zur Wiedervorlage ausgeschlossener Themen aus der Kommunikation mit Hilfe eines diskursiv verfassten kul-

turellen Gedächtnisses in unseren Ergebnissen folgendermaßen zu bewerten: Nach dem Einschnitt des Nationalsozialismus, der eine Diskurskontinuität vor 1933 und nach 1945 in Fragen der Frühsozialisation verhinderte, gab es keinen Rückgriff auf verschüttete Themen aus der Weimarer Zeit. Alte Themen kamen erst über den Umweg vor allem der amerikanischen diskursiven Weiterentwicklung mit einer Verzögerung von circa zwei Jahrzehnten in die Bundesrepublik, allerdings verändert. Auf der Ebene der lebensweltlichen Verarbeitung des Diskurses ist erst recht kein „Überspringen“ von Generationen erkennbar. In der familialen Sozialisation war vielmehr der Topos der wissensbasierten, fortschrittsorientierten Abgrenzung von der Großeltern-generation dominant.

Der von uns untersuchte Zeitraum erlebte einen zu großen Strukturwandel, als dass eine Wiederauflage älterer Sozialisationsmuster in ihrer alten Bedeutung sinnvoll gewesen wäre. Auch wenn sich auf der manifesten Ebene Herangehensweisen bei der Kindererziehung und -versorgung wiederholen, so waren und sind damit doch jeweils andere Sozialisationsziele und damit Menschenbilder und Werthaltungen verbunden.

Zitierte Literatur

- Bowlby, John, *Maternal Care and Mental Health*, Genf 1951.
- Büchner, Peter u. a., *Transformation der Eltern-Kind-Beziehungen? Facetten der Kindbezogenheit des elterlichen Erziehungsverhaltens in Ost- und Westdeutschland*, in: Tenorth, Heinz-Elmar (Hg.), *Kindheit, Jugend und Bildungsarbeit im Wandel. Ergebnisse der Transformationsforschung*, Weinheim, Basel 1997, S. 35-52.
- Cunningham, Hugh, *Die Geschichte des Kindes in der Neuzeit*, Düsseldorf 2006.
- Dornes, Martin, *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt/M. 2001.
- Ecarius, Jutta, *Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungsfragen von drei Generationen*, Opladen 2002.
- Gestrich, Andreas, Krause, Jens Uwe, Mitterauer, Michael, *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003.
- Haarer, Johanna, *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, Lindau 1934 ff.
- Hardyment, Christina, *Perfect Parents. Baby-care Advice Past and Present*, Oxford, New York 1995.
- Hengst, Heinz, *Tendenzen der Liquidierung von Kindheit*, in: Hengst, Heinz u. a. (Hg.), *Kindheit als Fiktion*, Frankfurt a. M. 1981, S. 11-72.
- Heßling, Jörg, *Die Haltung zu Kindern in der deutschen Kinderheilkunde von 1877-1980*, Herzogenrath 1980.
- Hettling, Manfred, Hoffmann, Stefan-Ludwig, *Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), S. 333-359.
- Hetzer, Hildegard, *Seelische Hygiene! Lebentüchtige Kinder! Richtlinien für die Erziehung im Kleinkindalter*, Lindau (7. Auflage 1946, 10. Auflage 1970).
- Hetzer, Hildegard, *Erziehungsfehler*, Lindau, später München (3. Auflage 1941, 10. Auflage 1971).

- Keller, Heidi, Demuth, Carolin, Further Explorations of the ‚Western Mind‘. Euro-American and German Mothers’ and Grandmother’ Ethnotheories, in: Forum Qualitative Social Research, Vol. 7, No. 1 (January 2006), Art. 5.
- Kilian, Hans, Der geschichtliche Wandel im Denken und Deuten der Psychoanalyse. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie der Gegenwart, in: Milch, Wolfgang E., Hartmann, Hans-Peter (Hg.), Die Deutung im therapeutischen Prozess, Gießen 1999, S. 19-46.
- Kilian, Hans, Psychohistory, Cultural Evolution and the Historical Significance of Self Psychology, The Impact of New Ideas. Progress, in: Goldberg, Arnold (Hg.), Self Psychology 11 (1995), S. 291-301.
- Klimova-Fügnerova, Mirka, Unser Kind, Berlin (Ost) 1967.
- Kössler, Till, Die Ordnung der Gefühle. Frühe Kinderpsychologie und das Problem kindlicher Emotionen (1880-1930), in: Jensen, Uffa, Morat, Daniel (Hg.), Rationalisierungen des Gefühls. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880-1930, Berlin 2008, S. 189-210.
- Laak, Dirk van, Planung. Geschichte und Gegenwart des Vorgriffs auf die Zukunft, in: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), S. 305-326.
- Metzler, Gabriele, Am Ende aller Krisen? Politisches Denken und Handeln in der Bundesrepublik der sechziger Jahre, in: Historische Zeitschrift 275 (2002), S. 57-103.
- Reuband, Karl-Heinz, Autoritarismus und Familie – Zum Wandel familialer Sozialisationsbedingungen Jugendlicher in Ost- und Westdeutschland, in: Reuband, Karl-Heinz u. a. (Hg.), Die deutsche Gesellschaft in vergleichender Perspektive, Opladen 1995, S. 220-242.
- Schönfeldt, Sybil Gräfin, Knaurs Babybuch. Schwangerschaft, Geburt. Das Baby bis zum zweiten Lebensjahr, München 1969.
- Seegers, Lu, Reulecke, Jürgen (Hg.), Die ‚Generation der Kriegskinder‘. Historische Hintergründe und Deutungen, Gießen 2009.
- Schmid, Pia, Väter und Forscher. Zu Selbstdarstellungen bürgerlicher Männer um 1800 im Medium empirischer Kinderbeobachtungen, in: Feministische Studien 18 (2000), Heft 2, S. 35-48.
- Schmidt, Hans-Dieter, Erziehungsbedingungen in der DDR: Offizielle Programme, individuelle Praxis und die Rolle der Pädagogischen Psychologie und Entwicklungspsychologie, in: Trommsdorff, Gisela (Hg.), Sozialisation und Entwicklung von Kindern vor und nach der Vereinigung, Opladen 1996, S. 15-172.
- Spitz, René, Hospitalism: An Inquiry into the Genesis of Psychiatric Conditions in Early Childhood, in: The Psychoanalytic Study of the Child 1 (1945), S. 13-43.
- Schulz, Andreas, Der ‚Gang der Natur‘ und die ‚Perfektibilität‘ des Menschen. Wissensgrundlagen und Vorstellungen von Kindheit seit der Aufklärung, in: Gall, Lothar, Schulz, Andreas (Hg.), Wissenskommunikation im 19. Jahrhundert, Stuttgart 2003, S. 15-39.
- Stearns, Peter N., Konsumgesellschaft: ein Kinderkreuzzug, in: Siegrist, Hannes, Kaelble, Hartmut, Kocka, Jürgen (Hg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt, New York 1997, S. 139-168.

Tenorth, Heinz-Elmar, *Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung*, 3. Aufl., Weinheim, München 2000.

Wong, James, *Critical Ontology and the Case of Child Development*, in: *Canadian Journal of Political Science* 37 (2004), Heft 4, S. 863-882.

3 Liste der aus dem Teilprojekt seit der letzten Antragstellung entstandenen Publikationen

Gebhardt, Miriam, *Ein Kind als Krönung der Therapie. Der Wandel der frühkindlichen Sozialisation in der Familie nach '68*, in: Tändler, Maik, Jensen, Uffa (Hg.), *Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2012, S. 115-137.

Gebhardt, Miriam, *Eltern zwischen Norm und Gefühl. Wertewandel in der bürgerlichen Familiensozialisation im 20. Jahrhundert*, in: Budde, Gunilla, Conze, Eckart, Rauh, Cornelia (Hg.), *Bürgertum und Bürgerlichkeit im 20. Jahrhundert. Leitbilder und Praxis seit 1945*, Göttingen 2010, S. 187-204.

Gebhardt, Miriam, *Die Last der „Lebensbemeisterung“: Ein Sozialisationsmuster des 20. Jahrhunderts in Deutschland und seine lange Wirkung*, in: Seegers, Lu, Reulecke, Jürgen (Hg.), *Die „Generation der Kriegskinder“: Historische Hintergründe und Deutungen*, Wiesbaden 2009a, S. 33-58.

Gebhardt, Miriam, *Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert*, München 2009b.

Gebhardt, Miriam, *„Lehret sie, dass sie nicht um ihrer selbst willen sind“. Frühkindliche Sozialisation im Nationalsozialismus*, in: Ecarius, Jutta, Groppe, Carola, Malmede, Hans (Hg.), *Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen*, Wiesbaden 2008, S. 215-238.

Gebhardt, Miriam, *Haarer meets Spock – frühkindliche Sozialisation nach 1945*, in: Dies., Wischermann, Clemens (Hg.), *Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität*, Stuttgart 2007a, S. 87-104.

Gebhardt, Miriam, *„Ganz genau nach Tabelle“ – Frühkindliche Sozialisation in Deutschland zwischen Normerfüllung und Dissonanzerfahrungen der Eltern, 1915-1965*, in: *Jahrbuch für historische Bildungsforschung* 13 (2007b), S. 239-266.

Gebhardt, Miriam, *Die Katze als Kind, Ehemann und Mutter? Zur Geschichte einer therapeutischen Beziehung im 20. Jahrhundert*, in: Clemens Wischermann (Hg.), *Von Katzen und Menschen. Eine Sozialgeschichte auf Samtpfoten*, Konstanz 2007, S. 237-247.

Gebhardt, Miriam, Wischermann, Clemens (Hg.), *Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität*, Stuttgart 2007a.

Gebhardt, Miriam, Wischermann, Clemens, *Familiensozialisation seit 1933 als Geschichte generationeller Weitergabeprozesse – Einleitung*, in: Dies., Wischermann, Clemens (Hg.), *Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität*, Stuttgart 2007, S. 9-23.